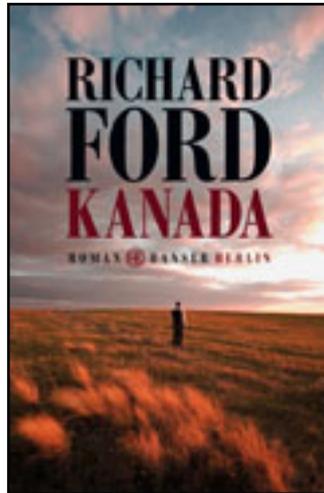


HANSER



Leseprobe

Richard Ford

Kanada

Übersetzt aus dem Englischen von Frank Heibert

ISBN (Buch): 978-3-446-24026-1

ISBN (E-Book): 978-3-446-24101-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-24026-1>

sowie im Buchhandel.

I

Zuerst will ich von dem Raubüberfall erzählen, den meine Eltern begangen haben. Dann von den Morden, die sich später ereigneten. Der Raubüberfall ist wichtiger, denn er war eine entscheidende Weichenstellung in meinem Leben und in dem meiner Schwester. Wenn von ihm nicht als Erstes erzählt wird, ergibt der Rest keinen Sinn.

Meine Eltern waren die unwahrscheinlichsten Bankräuber der Welt. Sie waren keine verrückten Leute, keine offensichtlichen Kriminellen. Niemand hätte geglaubt, dass ihr Schicksal diesen Verlauf nehmen würde. Sie waren ganz normal – obwohl diese Aussage natürlich null und nichtig wurde, als sie tatsächlich eine Bank überfielen.

Mein Vater, Bev Parsons, war ein Junge vom Land, geboren 1923 in Marengo County, Alabama. Als er 1939 die Highschool verließ, brannte er darauf, zum Army Air Corps zu gehen – der späteren Air Force. Er wurde in Demopolis aufgenommen, durchlief die Grundausbildung in Randolph bei San Antonio und landete dann, weil er zwar Kampfpilot werden wollte, aber nicht gut genug dafür war, bei den Bombenschützen. Er flog in den B-25 und den leichten bis mittelschweren Mitchells, die auf den Philippinen und später über Osaka eingesetzt wurden, wo sie Zerstörung auf die Erde regnen ließen – auf den Feind ebenso wie auf unschuldige Zivilisten. Er war ein großer, gewinnender, lächelnder, gutaussehender Einsdreiundachtziger (er passte kaum in seinen Waffenstand hinein) mit einem großen, eckigen, erwartungsvollen Gesicht, knubbligen Wangenknochen, sinnlichen Lippen und langen, attraktiven, femininen Wimpern. Seine Zähne waren weiß und schimmernd, und auf sein kurzes schwarzes Haar war er stolz –

ebenso wie auf seinen Namen. Bev. Captain Bev Parsons. Er wollte nie zugeben, dass Beverly für die meisten Leute ein Frauenname war. Der Name habe angelsächsische Wurzeln, sagte er. »Ein ganz normaler Name in England. Vivian, Gwen und Shirley sind dort Männernamen. Die hält auch keiner für Frauen.« Er redete pausenlos, hatte für einen Südstaatler offene Ansichten und ein freundliches, entgegenkommendes Auftreten, das ihn bei der Air Force hätte weit bringen müssen. Hätte. Seine schnellen haselnussbraunen Augen suchten stets den Raum nach jemandem ab, der ihm Aufmerksamkeit schenkte – wie meine Schwester und ich, meistens. Er erzählte ranzige Witze in einem theatralischen Südstaatenstil, beherrschte Kartentricks und Zauberkunststücke, konnte seinen Daumen abdrehen und wieder festmachen, ein Taschentuch verschwinden und wieder auftauchen lassen. Er konnte Boogie-Woogie auf dem Klavier spielen, redete manchmal »Dixie«-Slang mit uns und manchmal wie die schwarzen Komiker aus *Amos 'n Andy*. Seine Einsätze in den Mitchells hatten sein Gehör etwas geschädigt, in diesem Punkt war er empfindlich. Aber mit seinem »ehrlichen« GI-Haarschnitt und seiner blauen Uniformjacke sah er fesch aus und verströmte meistens eine echte Wärme, deshalb liebten wir ihn, meine Zwillingsschwester und ich. Wahrscheinlich hatte das auch meine Mutter an ihm angezogen (obwohl sie im Vergleich zu ihm kaum hätte unterschiedlicher sein können, sie passten gar nicht zueinander); nach ihrem ersten hastigen Zusammensein, nachdem sie sich auf einer Party zu Ehren heimgekehrter Flieger kennengelernt hatten, wurde sie leider gleich schwanger. Das war im März 1945, er ließ sich in Fort Lewis zum Versorgungsoffizier fortbilden – weil ihn keiner mehr zum Bombenabwerfen brauchte. Sie heirateten sofort, als die Sachlage klar war. Ihre Eltern, jüdische Einwanderer aus Polen, die in Tacoma lebten, waren dagegen. Sie waren gebildete Mathematiklehrer und semiprofessionelle Musiker aus Posen, die dort gut besuchte Konzerte gegeben hatten, waren nach 1918 geflohen und über Kanada nach Washington State eingewandert, wo sie schließlich – ausgerechnet – Schulhausmeister wurden. Mittlerweile bedeutete es ihnen und

auch meiner Mutter wenig, Juden zu sein, es war für sie lediglich eine alte Lebensweise voller Zwänge und Ansprüche, die sie gern hinter sich ließen in einem Land, wo es anscheinend keine Juden gab.

Dass ihre einzige Tochter den lächelnden, redseligen einzigen Sohn schottisch-irischer Holzgutachter aus dem hinterwäldlerischsten Alabama heiraten könnte, war in ihrem Denken allerdings nicht vorgesehen, und so weigerten sie sich bald, auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden. Mit Abstand betrachtet könnte man sagen, unsere Eltern waren eben nicht füreinander bestimmt, doch dass unsere Mutter unseren Vater heiratete, bedeutete in Wahrheit einen Verlust, ihr Leben änderte sich für immer, und nicht zum Guten, das muss ihr irgendwann klar geworden sein.

Meine Mutter, Neeva Kamper (kurz für Geneva) war eine sehr kleine, energische, bebrillte Frau mit widerspenstigen braunen Haaren, von denen eine flaumige Spur am Kiefer entlanglief. Ihre Augenbrauen waren dicht, ihre Stirn glänzte dünnhäutig, so dass die Adern durchschienen, und ihr blasser Stubenhockerteint ließ sie zerbrechlich erscheinen – was sie nicht war. Mein Vater sagte im Scherz, in Alabama, wo er herkomme, hießen ihre Haare »Judenhaare« oder »Einwandererhaare«, aber er mochte es und liebte sie. (Sie schien diese Worte nie besonders zu beachten.) Sie hatte kleine, zarte Hände, deren Nägel stets gepflegt und poliert waren, darin war sie eitel, und sie wedelte oft zerstreut mit ihnen herum. Ihr Blick auf die Welt war skeptisch. Wenn wir mit ihr sprachen, hörte sie genau zu und konnte in ihrer geistreichen Art beißend werden. Sie trug eine randlose Brille, las französische Gedichte und benutzte oft Ausdrücke wie »cauchemar« oder »trou de cul«, die meine Schwester und ich nicht verstanden. Sie schrieb selbst Gedichte, in brauner Tinte, die sie per Versand bestellte, und ein Tagebuch, in dem wir nicht lesen durften. Normalerweise schaute sie mit leicht gerümpfter Nase drein, mit einem astigmatischen Ausdruck der Verblüfftheit – das wurde typisch für sie und war es vielleicht immer schon gewesen. Vor ihrer Hochzeit und der bald

darauf folgenden Mutterschaft hatte sie mit achtzehn ihren Abschluss am Whitman College in Walla Walla gemacht, in einem Buchladen gearbeitet, sich als mögliche Boheme-Künstlerin und Dichterin gesehen und gehofft, eines Tages eine Stelle als fleißige Dozentin an einem kleinen College zu bekommen, verheiratet mit einem anderen Menschen als mit dem, den sie geheiratet hatte – zum Beispiel einem College-Professor, der ihr das Leben ermöglicht hätte, für das sie ihrem Gefühl nach bestimmt war. 1960, als diese Ereignisse sich zutrug, war sie erst vierunddreißig. Aber sie hatte schon »ernste Falten« neben der Nase, die klein war, mit rosiger Spitze, und ihre großen, durchdringenden graugrünen Augen hatten verschattete Lider, wodurch sie etwas fremdländisch aussah, auch traurig und unzufrieden – was alles zutraf. Ihr Hals war schön und schmal, und ihr Lächeln, das plötzlich und unerwartet kam, setzte ihre kleinen Zähne und ihren mädchenhaften, herzförmigen Mund in Szene, obwohl sie es selten zeigte – außer meiner Schwester und mir gegenüber. Wir merkten, dass sie eine ungewöhnlich aussehende Person war in ihrer üblichen Kleidung, die aus olivfarbenen Hosen und Baumwollblusen mit weiten Ärmeln bestand, dazu Hanf-Baumwollschuhen, die sie sich bestimmt von der Westküste schicken ließ – so etwas konnte man in Great Falls nicht kaufen. Und sie wirkte nur umso ungewöhnlicher, wenn sie widerstrebend neben unserem großen, gutaussehenden, extrovertierten Vater stand. Wobei es selten vorkam, dass wir als Familie »ausgingen« oder im Restaurant aßen, wir bekamen also kaum mit, wie sie draußen in der Welt, unter fremden Leuten, dastanden. Wir fanden das Leben bei uns zu Hause normal.

Meine Schwester und ich konnten gut nachvollziehen, warum meine Mutter sich von Bev Parsons angezogen fühlte: Er war groß und hatte ein breites Kreuz, gab sich gesprächig und witzig und war stets willens, jedem zu gefallen, der in seine Nähe kam. Aber wir durchschauten nie ganz, was ihn an ihr faszinierte – sie war sehr klein (knapp über einsfünfzig), in sich gekehrt und scheu, künstlerisch begabt, hübsch nur, wenn sie lächelte, und geistreich nur, wenn sie sich

ganz und gar wohlfühlte. Er muss all das einfach geschätzt haben, gespürt haben, dass sie subtiler dachte als er, aber dass er ihr gefallen konnte, das machte ihn glücklich. Es spricht für ihn, dass er über die äußeren Unterschiede hinaussehen konnte, bis zum menschlichen Kern, was ich bewunderte, auch wenn es meiner Mutter nicht gegeben war, das zu bemerken.

Und doch, die eigenartige Verbindung ihrer nicht zueinanderpassenden körperlichen Eigenschaften spielt in meinem Kopf eine wichtige Rolle, denn sie erklärt mir zum Teil, warum sie so schlimm endeten: Sie waren schlicht die Falschen füreinander, hätten nie heiraten oder sonst was miteinander anfangen sollen, hätten nach ihrer ersten leidenschaftlichen Begegnung ihrer Wege gehen sollen, ohne darauf zu achten, was dabei herauskam. Je länger sie dabei blieben und je besser sie sich kennenlernten, umso mehr erkannte zumindest sie ihren Fehler, und umso fehlgeleiteter wurde ihr gemeinsamer Lebensweg – wie ein langer mathematischer Beweis, bei dem schon die erste Berechnung nicht stimmt, woraufhin alle weiteren Berechnungen nur immer weiter davon wegführen, wie die Dinge waren, als sie noch Sinn ergaben. Ein Soziologe dieser Jahre – der frühen Sechziger – hätte vielleicht gesagt, dass unsere Eltern zu einer Art Avantgarde einer historischen Phase gehörten, zu den Ersten, die die Grenzen der Gesellschaft überschritten, sich der Rebellion hingaben und Glaubenssätze hochhielten, die qua Selbstzerstörung bekräftigt werden mussten. Aber das stimmte gar nicht. Sie waren keine rücksichtslosen Menschen und gehörten zu keiner Avantgarde. Sie waren, wie gesagt, normale Leute, denen die Umstände und ihr schlechter Instinkt ein Bein stellten und die obendrein Pech hatten, sie wagten sich außerhalb der Grenzen, die sie eigentlich als richtig anerkannten, und dann merkten sie, dass sie nicht zurückkonnten.

Eines möchte ich aber zu bedenken geben, was meinen Vater betrifft: Als er von den Kriegsschauplätzen zurückkam, wo er den pfeifenden Tod aus den Wolken herniedergeschickt hatte – es war 1945, das Jahr, in dem meine Schwester und ich in Michigan geboren wur-

den, auf dem Luftwaffenstützpunkt Wurtsmith in Oscoda –, hatte ihn vermutlich eine unbestimmte immense Schwere in den Klauen gehabt wie so viele GIs, und er verbrachte den Rest seines Lebens von da an im Ringen mit dieser Schwere, stets daran heruntüftelnd, wie er halbwegs optimistisch und über Wasser bleiben konnte, schlechte Entscheidungen treffend – die nur kurze Zeit wirklich gut aussahen – und letzten Endes im tiefen Missverständnis mit der Welt, in die er heimgekehrt war, bis dieses Missverständnis zu seinem Leben geworden war. So muss es für Millionen Jungs in der Armee gewesen sein, aber er hätte das an sich selbst nie erkannt und es auch nie zugegeben.

2

Unsere Familie machte 1956 in Great Falls, Montana, halt, so wie viele Soldatenfamilien nach dem Krieg da landeten, wo sie eben landeten. Wir hatten auf Luftwaffenstützpunkten in Mississippi und Kalifornien und Texas gelebt. Unsere Mutter hatte ihren Abschluss gemacht und an all diesen Orten als Vertretungslehrerin gearbeitet. Unser Vater war nicht nach Korea einberufen worden, man hatte ihm zu Hause Schreibtischarbeit in den Bereichen Versorgung und Bedarfsanforderung zugeteilt. Er durfte daheimbleiben, weil er mit Tapferkeitsorden ausgezeichnet worden war, aber er war nicht über den Captainsrang hinausgekommen. Irgendwann – und zwar genau als wir in Great Falls wohnten und er siebenunddreißig war – fand er, dass ihm die Air Force keine große Zukunft mehr zu bieten habe, und da er zwanzig Jahre gedient hatte, wollte er nun seine Pension kassieren und abmustern. Er hatte außerdem das Gefühl, das mangelnde Interesse unserer Mutter an gesellschaftlichem Austausch und ihre Unwilligkeit, irgendwann vom Stützpunkt zum Abendessen einzuladen, hätten ihn ausgebremst, und da mochte er recht haben. Wobei ich glaube, in Wirklichkeit hätte sie es gut gefunden, jemanden bewundern zu können. Aber das hielt sie nie für möglich. »Bloß Kühe und Weizen hier«, sagte sie. »Es gibt gar keine echte, organisierte Gesellschaft.« Jedenfalls glaube ich, unser Vater war die Air Force leid und mochte Great Falls als Ort, wo er glaubte vorwärtszukommen – auch ohne Sozialleben. Er sagte, er hoffe, den Freimaurern beizutreten.

Mittlerweile war es Frühling 1960. Meine Schwester Berner und ich waren fünfzehn. Wir gingen auf die Lewis (das stand für Meriwether Lewis) Highschool, die sich so nah am Missouri befand, dass

wir von den hohen Schulfenstern aus die schimmernde Wasseroberfläche des Flusses sehen konnten und die Enten und Vögel, die sich dort versammelten, weiter entfernt das Zugdepot von Chicago, Milwaukee und St. Paul, wo keine Passagierzüge mehr hielten, den städtischen Flughafen oben auf dem Gore Hill, wo zwei Flüge pro Tag starteten, und am Fluss entlang bis zum Schornstein der Eisenhütte und zur Öltraffinerie oberhalb der Wasserfälle, nach denen die Stadt heißt. An klaren Tagen konnte ich sogar die dunstigen Schneegipfel der Bitterroot Range erkennen, die 90 Kilometer östlich zwischen Idaho im Süden und Kanada im Norden verlief. Meine Schwester und ich hatten keine Vorstellung vom »Westen«, abgesehen von dem, was das Fernsehen vermittelte, übrigens auch nicht von Amerika, wir nahmen es ganz selbstverständlich als besten Ort zum Leben. Unser wirkliches Leben war die Familie, und wir gehörten zu ihrem Handgepäck. Wegen der zunehmenden Entfremdung meiner Mutter, ihrer Zurückgezogenheit, ihres Überlegenheitsgefühls und ihres Wunsches, dass Berner und ich uns nicht an diese »Marktstadtmoralität« anpassten, die ihrer Meinung nach das Leben in Great Falls erstickte, hatten wir keinen Alltag wie die meisten Kinder, zu dem Freunde und Besuche bei ihnen hätten gehören können, tägliches Zeitungsaustragen, Tanzen und Pfadfinder. Wenn wir uns anpassten, dann würde dadurch, so glaubte meine Mutter, nur die Gefahr steigen, genau dort zu enden, wo wir jetzt waren. Außerdem galt, wenn der Vater bei der Air Force war – egal wo man wohnte –, dass man sowieso wenig Freunde hatte und die Nachbarn selten traf. Wir erledigten alles auf dem Stützpunkt – zum Arzt gehen, auch zum Zahnarzt, Haarschneiden, Einkaufen. Das wussten die Leute. Sie wussten, dass wir da, wo wir gerade waren, nicht lange bleiben würden, warum sollten sie sich also die Mühe machen, uns kennenzulernen. Der Stützpunkt brachte ein Stigma mit sich, als wollten anständige Leute von dem, was da vor sich ging, nichts wissen und damit auch nicht in Verbindung gebracht werden – dazu kam meine Mutter, die Jüdin war und fremdländisch aussah, sogar ein wenig nach Boheme. Bei uns wurde offen ausgespro-

chen, dass es anscheinend irgendwie ungehörig erschien, Amerika gegen seine Feinde zu verteidigen.

Trotzdem mochte ich Great Falls, zumindest zu Anfang. Es hieß auch »Electric City«, weil die Wasserfälle Energie produzierten. Es wirkte schroffkantig und aufrecht, etwas abgelegen zwar – aber immer noch Teil des grenzenlosen Landes, in dem wir schon immer gelebt hatten. Mir gefiel es nicht besonders, dass die Straßen keine Namen hatten, nur Zahlen – was verwirrend war und laut meiner Mutter bedeutete, dass die Stadt von geizigen Bankern angelegt worden sei. Und dann waren die Winter natürlich frostig und unermüdlich, der Wind donnerte wie ein Güterzug aus dem Norden herunter, und das wenige Tageslicht hätte noch den größten Optimisten demoralisiert.

Eigentlich sahen Berner und ich uns selbst nie als von irgendwo herstammend. Immer wenn unsere Familie in eine neue Stadt zog, irgendwo am Ende der Welt, und sich in einem neuen gemieteten Haus einrichtete, wenn unser Vater seine gebügelte blaue Uniform anzog und zur Arbeit auf den Stützpunkt fuhr und wenn meine Mutter eine neue Stelle als Lehrerin antrat – dann versuchten Berner und ich, uns vorzustellen, dies wäre der Ort, aus dem wir stammten, für den Fall, dass uns jemand danach fragte. Wir übten diese Sätze auf dem Weg zur neuen Schule, jedes Mal. »Hallo. Wir kommen aus Biloxi, Mississippi.« »Hallo. Ich komme aus Oscoda. Das liegt ganz oben in Michigan.« »Hallo. Ich wohne in Victorville.« Ich versuchte, die Grundbegriffe dessen zu lernen, was die anderen Jungs wussten, zu reden wie sie, die Slangausdrücke aufzuschneiden, herumzulaufen, als fühlte ich mich dort sicher und könnte nicht kalt erwischt werden. Berner machte es genauso. Dann zogen wir irgendwann an den nächsten Ort und versuchten wieder, uns dort einzurichten. Wenn man so aufwächst, das weiß ich, wird man entweder zum entwurzelten Außenseiter oder ermutigt zu Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit – Letzteres missbilligte meine Mutter, da sie selbst es verweigerte und für sich selbst an der Möglichkeit einer anderen Zukunft festhielt, die eher ihren Vorstellungen aus der Zeit vor meinem Vater entsprach. Uns,

meine Schwester und mich, sah sie als kleine Mitspieler in einem unerbittlich fortschreitenden Drama.

Dies hatte zur Folge, dass mir immer mehr an der Schule lag, sie war mein roter Faden im Leben, abgesehen von meinen Eltern und meiner Schwester. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte die Schule nie aus sein müssen. Ich verbrachte so viel Zeit dort, wie ich nur konnte, vertiefte mich in die Bücher, die wir bekamen, suchte die Nähe der Lehrer, atmete die Schulgerüche ein, die überall unverwechselbar dieselben waren. Wissen wurde mir wichtig, ganz gleich, welches genau. Unsere Mutter wusste viel und legte Wert darauf. In dieser Hinsicht wollte ich wie sie sein, denn ich konnte mitnehmen, was ich wusste, und es würde mich als gefestigt und vielversprechend charakterisieren – an diesen Eigenschaften war mir gelegen. Auch wenn ich nicht an all die Orte gehörte, in ihre Schulen gehörte ich sehr wohl. Ich war gut in Englisch und Geschichte und Bio und Physik und Mathe – genau wie meine Mutter. Jedes Mal, wenn wir unsere Sachen packten und wieder umzogen, hatte ich nur vor einem Angst, nämlich dass ich aus irgendeinem Grund nicht mehr in die Schule gehen durfte oder etwas versäumte, das mir meine Zukunft gesichert hätte und woanders nicht zu erwerben war. Oder dass wir an einen Ort ziehen würden, wo es überhaupt keine Schule für mich gab (einmal stand Guam zur Diskussion). Ich fürchtete, am Ende gar nichts zu wissen, mich auf nichts verlassen zu können, das mich heraushob. Bestimmt habe ich da etwas von meiner Mutter geerbt, die ihr Leben unbefriedigend fand.

Es kann auch daran liegen, dass die beiden, die durch ihren immer dichter werdenden Lebensnebel taumelten – zwei Menschen, nicht füreinander bestimmt, wahrscheinlich schon bald ohne körperliches Begehren füreinander, stattdessen zunehmend ein bloßer Satellit des anderen und irgendwann, ohne es richtig zu merken, voll gegenseitiger Ablehnung –, meiner Schwester und mir nicht genug Halt boten, was schließlich die Aufgabe von Eltern ist. Aber es bringt nichts, immer den Eltern die Schuld an den eigenen Problemen zu geben.